

Heimat und Ferne

Dienstag, 3. Mai 1932

Nummer 17

Beilage zum Altener Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung



„Heimkehr vom Lande“

Eine der lieblichsten Zeichnungen Ludwig Richters 1803-1884.

Welt hinterm Äquator

Vom Leben und Treiben einer aussterbenden Rasse. Von Annie Francé-Harrat.

Heute wie einst besteht die Tatsache, daß man sich eine Welt, die unsichtbar um den Erdball herumreicht, nur schlecht vorstellen kann. Und doch ist das gar nicht einmal so schwer. Denn dort ist der einzige Ort der Welt, wo die Sonne, weil sie durch ihre besondere astronomische Stellung zur Erde in dieser Zone absolut senkrecht steht, mittags keinen Schatten erzeugt. So daß Mensch und Ding sich in einem seltsam klaren, schattenlosen Licht bewegen, das allen Körpern etwas malerisch Unbetanutes gibt.

Dennoch aber ist der Äquator wirklich die Scheide zwischen zwei grundverschiedenen Welten. So wichtig ist für uns lebende das Klima mit seinen Auswirkungen, daß die Tatsache, daß in nicht geographischer Lage dort die Nacht nicht kälter als mindestens 20 Grad plus ist, wirklich alles von Grund auf verändert. Naturgemäß ist das auf Inseln besonders stark zu fühlen, denn die Kontinente haben immer noch ihre Sondererlebnisse, so wie ja auch alle Wälder, wo immer sie liegen mögen, bei glühenden Tagen kühl und selbst kalte Nächte besitzen.

Auf den zahllosen Eilanden in der Südsee aber herrscht ein wirklich äquatoriales Klima, denn dort wirkt die Temperatur des Meeres, die nie unter 25 Grad über Null sinkt, wie eine ungeheure Wasserheizung auf das feste Land. Darum hat — nicht einmal mit geographischem Recht — jene Weltgegend in der Phantasie der Menschen, außer Indien, dem afrikanischen Kongo und Zentralamerika, wirklich das, was man sich unter „tropischem Klima“ vorstellt.

Dementsprechend ist auch das Leben des Eingeborenen, gegen das unsere gehalten, in allem in sein Gegenteil verkehrt. Der Weiße freilich trägt überall, ein kleines Europa zu schaffen, und ist sogar mit einem Herd aus Ziegen — eben weil er sich nicht trennen kann und mag. So ist auch seine Kleidung nur eine recht mangelhafte Anpassung an die Mischung von Gluthunden und dampfenden Regengüssen, die dort unten „Wetter“ heißt. Der Insulaner verachtet das weiße Hemd. Immer noch trägt er den fahlen Grasrock der Väter, der zugleich vor Hitze und den Mücken schützt. Auf Tahiti ist dieser „Hula-Hula“, der entweder aus Bananenblättern oder den Fellen des neuseeländischen Flusses besteht, oft rot gefärbt, oft rot gefärbt. In Melanien wird er in seiner Naturfarbe verwendet, bräunlich oder schwarz-silberweiß. Allerdings wickelt man den Einfluss Europas dazu den Oberkörper häufig in Kattunstücke oder schmutzige Laken, denen der Kunde die Überhandnahme der Zivilisation bei den Ozeanien zuschreibt. Denn vom „Hula-Hula“ rührt das Wasser der heißen Regengüsse glatt ab und eben von der mit Kokosfellen gefüllten Haut. Europäische Gewebe aber bleiben lange feucht und kalt. Jeder in den Tropen weiß, daß es Fieber bringt, sich in Kleidern durchzuwaschen zu lassen. Man meidet es, wo man kann. Aber die Suggestion der schreienden bunten Tücher ist größer als alle angenehme Kühle. Und so sterben die alten, jahrtausendlang kraftvoll und gesund fortgeplanten Stämme dahin, denn alles, was aus Europa kommt, ist ihnen schädlich und verderblich. Die meisten dieser Eilanden haben heute nicht mehr als hundert Angehörige, einige viel weniger. Es gibt genug „Tribus“, die nur aus zwanzig, dreißig oder sechzig Menschen bestehen. Eine habe ich zu Hienghene auf Neukaledonien gesehen, die acht Leute besaß, zwei Frauen und sechs Männer, die aber ihre eigene Sprache gebrauchten, so wie es überhaupt in Melanien zum Begriff einer „Tribus“ gehört, daß sie ihre besondere Sprache hat, die häufig von den Nachbarn nicht verstanden wird.

Auch sonst mischt sich in diesen kupferbraunen oder bronzefarbenen Köpfen Europa und Ozeanien zuweilen auf sonderbare Weise. Während die Frauen und Mädchen der Gesellschaften eine nicht unerhebliche Teil des Jahres es für eine lobende Beschäftigung halten, Vanilleblüten „zu verheiraten“, tragen die Männer immer noch an vorstädtischen Schultergürteln aus Bambus ungeheure Bananensträußen nach Hause. Das mit der Vanille ist übrigens eine sonderbare Sache. Sie bedarf wirklich eines „Chevermittlers“. Obgleich sie besonders in den Bergwäldern von Tahiti, das sich rühmt, die größte Vanilleausfuhr der Welt zu besitzen, ausgezeichnet gedeiht, ist sie doch nicht einheimisch. Oder, richtiger, man hat aus Südamerika, vor allem aus Mexiko, zwar die Pflanze eingeführt, nicht aber das Insekt, das ihre gelbgrünen Schildchenblüten in der Heimat befruchtet. So müssen die Menschen diesen Dienst übernehmen, mit einem Strohhalm, der den Pollen überträgt. Es ist eine langweilige und mühselige Arbeit, aber sie muß getan werden, sonst ist die obere Welt der Vanille keine Frucht.

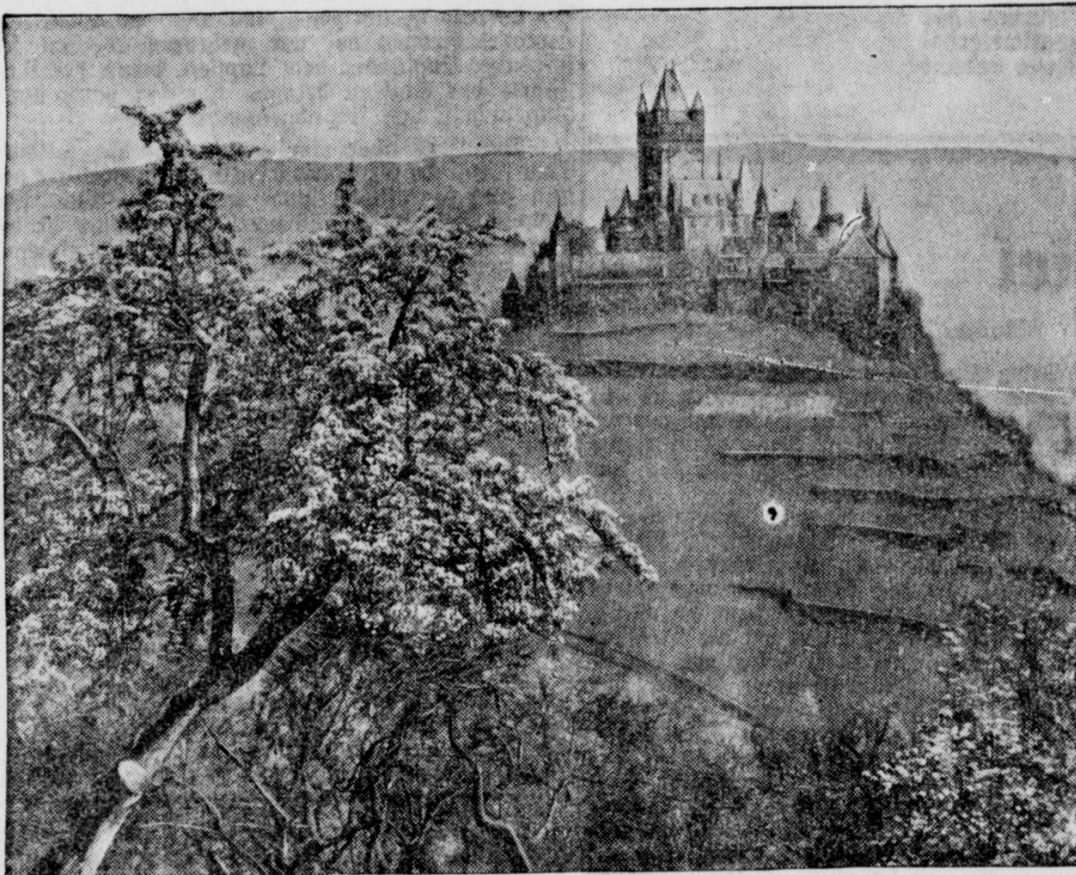
Man kann es nicht leugnen, daß die farbigen Hände, die solch komplizierte Arbeit vollbringen, auch sonst erstaunlich geschickt sind. Die bronzefarbenen Polynesier und die kupferbraunen Melanesier sind überaus handfertige Leute von einer ganz ausgesprochen kunstgewerblichen Begabung. Zu ihren Gütern gehören zahllose Dinge, unentbehrlich als Hilfe im Haushalt, als Waffe, als Werkzeug. Was verstehen sie alles aus Muschelschalen, Kokosnüssen und Palmblätter anzuverfertigen! Da gibt es hübsch umflochtene Trinktöpfe, glänzend polierte, oft farbig bemalte. Ganz besonders merkwürdig sind die Teller, auf denen der gelochte Taro oder die gebadene Brotfrucht aufgetragen werden, zusammen mit Muscheln, Fischen oder gerösteter Reute eines jener kleinen schwarzen Insektenschweine, die übrigens erst durch den weißen Mann auf die Inseln gekommen sind. Außer allenfalls Katten sind sie denn auch meist die einzigen Säugetiere, obgleich die Eingeborenen sehr auch gerne Hunde halten und essen. Ein derartiger Teller besteht also aus zwei zusammengefügten Blättern der Kokospalme, die sehr sauber miteinander verflochten sind. Aus solchen Blättern werden auch die vielfältigsten Tischen angefertigt, die man dann an einem langen Seil über die Schulter zu hängen pflegt. Ohne seine Tische geht der Melanesier höchstens in den Krieg, und da nimmt er sie wenigstens ein Stück weit mit. In ihr, die zuweilen tiefenartige Dimensionen annehmen, befördert er auch Kästen von Früchten, große Fische und Krabben. Die letzteren werden zuweilen in geräumige Körbe aus Palmrippen gepackt, wenn man es nicht vorzieht, sie per pedes ein Stück marschieren zu lassen, an einer Schnur und mit selbstgebasteten Scheren natürlich. Freilich hat die Krabbe wenig Verstand für eine solche Zumutung und leistet beständigen Widerstand. Da es sich häufig um jene großen „Kokoskrabben“ handelt, so ist auch gar nicht so leicht mit ihnen fertig zu werden. Man sieht also, daß hinterm

Äquator sogar das Bild des feinen Kalb oder Lamm zum Schlachthaus treibenden Händlers sich gründlich verändert.

So sind auch die Verbotsregeln etwas ungewöhnlicher Art. Weil sie eben nur in der Sprache des Insulaners sprechen, so gibt es mit den europäischen Behörden gerade ihre wegen ununterbrochenen Konflikte. Natürlich kümmern sich die weißen Gendarmen selten oder nie darum, daß an einem Palmenstamm irgendwo ein großes Tritonshorn hängt. Sie gehen, ohne zu fragen, durch eine solche Pflanzung hindurch, nehmen auch wohl eine Ruhe zum Trinken mit, wenn sie eben durstig sind. Das aber betrachten die Farbigen wieder als eine böswillige Verletzung ihrer Rechte. Denn dieses Tritonshorn ist ein „Kokostab“ und bedeutet, daß dieser Baum oder jene Pflanzung überhört das Grundgesetz nicht betreten werden darf. Jeder Eingeborene respektiert dieses ungeschriebene Gesetz unbedingt. Aber die Weißen wissen oft gar nichts davon, und so gibt es manchmal Uebertretungen auf sie, einen vergifteten Pfeil, der aus dem Vianendicht kommt, oder von rüchtrischen einen Schlag mit dem „Cassette“, dem schrecklichen Schabelzweiger.

Solche und ähnliche Zusammenstöße mit der „weißen Kultur“ haben die Melanesier nachteilig gemacht. Da sie die Europäer immer noch für große böse Zauberer halten, denen gewaltige Dämonen befehlen, so trachten sie, auf ihre Weise des Schutzes eben dieser Dämonen teilhaftig zu werden. Seit man mehrere Hunderte dieser armen, ganz unweisen Menschen in den Weltkrieg geschleppt hat, seit sie immer wieder französische und englische Soldaten zu Gefolge bekommen, fangen sie an, sich da und dort eine Art Uniformkleidung zurechtzumachen. Hier gibt es auch noch wirkliche Körperbemalungen und Kopfmasten. Sie sehen sonderbar genug aus, und aus ihnen resultiert die große Verwirrung und der dumpfe Verlust einer Anpassung an die übermächtigen Kräfte des weißen Mannes, der von fernher kam und unter dessen Händen sich alles verändert.

Burg Cochem am der Mosel im Blütenschmuck



... aus Blüten ein schimmernd Brautgewand

Empfindsame Frühlingsschwärmer durch die deutschen Gänge

Von Ludwig Koch-Harrat.

Wenigleich überall, „so weit die deutsche Zunge klingt“, des Deutschen Vaterland ist, so berechtigt und — im Zeitalter des Rundfunks und des Flugzeugs — so bewundernswert bleibt noch immer die Vielgestaltigkeit der deutschen Sprache, wie sie auch in ihren Wäldern zu Tage tritt. Schwer und wichtig schreitet „dort, wo der Mäcker Eisen redet“, das Weißtannien empor. Längend fast hüpft das Pferdchen des Jägers aus Kirschen durch den grünen Wald. Und wer einmal über die Erhebungen des Schwäbischen Juras pilgerte, der kann mit Begeisterung feststellen, daß die von Umland bejagte Ehrlichkeit und Treue der Württemberger noch immer besteht, auch wenn sie nicht mehr der Person des „rechten Jägers“ gilt, der einst sein Haupt fähig in den Schatz seines feinen Unterlebens legte.

Was man es befreit und darauf schwört, daß die Landschaft für den Charakter ihrer Bewohner bestimmend sei, so ist es doch sicherlich kein Zufall, daß die von den verschiedenen deutschen Stämmen besiedelten Gebiete fast alle ein besonderes kennzeichnendes Gepräge aufweisen, daß sich die Bilder dieser Landschaften in dem Wesen der Bewohner widerspiegeln, und zwar zu keiner Jahreszeit deutlicher als im Frühling. Schüchtern und spät kommt er in den Norden unseres Vaterlandes, während er schon als ein ausgelassener Junge über die besonnenen Hänge am deutschen Schicksalsstrom fließt. Wenn der Osten des Reiches noch unter dem eisigen Dorn des sibirischen Winters erstarret, breitet sich bereits ein glühendes Blütenmeer über die Oberrheinische Tiefebene. Verschieden wie der Zeitpunkt seines Kommens ist auch das Antlitz des deutschen Frühling. Leicht erkennt er den Wanderer, der offenen Auges seine Straße zieht. Ein zarter gärtlicher Schimmer fließt über die Ebenen des Ostens. Das „grüne Herz Deutschlands“, das Nest der Baumfrosche ist ein einziges Vogelparadies, von Raumburg herauf, das nicht nur seinem altertümlichen Dom sondern auch den gnadenbringenden Kirchen seine Verblüffung verdankt, die der grüne Hüftgeneral einst den hilflosen Rindlein schenkte, bis herauf zum Kuckuck in Jämenau, wo der Weiße von Weimar vor hundert Jahren den gefiederten Sängern lauschte. Das Altertümliche der fränkischen Reklamation

verehelicht unter dem Schneeweiß und Rosentrot der Hüftblüten, die aus den längst verschütteten Burggräben hervorstechen. Einem Garten Eden gleichen die Lände am Rheine.

Und kommt aus dem Süden Der Frühling über das Land, Dann webt er dir aus Blüten Ein schimmernd Brautgewand.

Victor von Scheffel singt es, und alle fahrenden Scholaren singen es ihm nach, wenn sie „Alt Heidelberg“, die „Heide“, die Stadt an Ehren reich“, preisen. Sicherlich kann nichts die Pracht des Frühlinges übertreffen, der sich mit der Romantik der schönsten deutschen Burgruine vermählt. „Seht mein Land in upper Fülle!“ sprach der Falsgraf bei dem Rhein“, singt der Dichter. Rechts und links des Stromes urchen die Gefilde dem Wäldchen am Neckar nachzueifern: die Gärten am Fuße des Neckarwaldes und der Hardt, vor allem die am Neckar, Dürkheim, Wachenheim und wie die gelegenen, allen Weinkennern wohlbekannten Stätten der Reben, dort, wo die Weiden des Reiches Grenze berühren, im nahen und weiteren Bereiche des Rheins, der einst die Kleinodien des deutschen Kaiserthums verwahrte, der auch Richard Wernberg in strenger Haft hielt, jenen Lebermüthigen, der Barbarossas Fahne zu beschimpfen gewagt hatte. Still bilden die fahrenden Lurche des Hombacher Schlosses ins Tal herab. Hier war es, wo vor genau einem Jahrhundert deutsche Jugend ihren Kampfsinn gegen Bopfi und Philister, ihren Schicksalsstreit gegen Freiheit und Einigkeit in die Welt hinauswarf. Wer schmunzelt nicht bei dem Gedanken, daß die modernen Pfälzer diesen Tag durch die Taufe eines neuen Weines — die natürlich ohne Wasser vor sich geht! — festlich begehen wollen.

Nicht eben häufig lenkt der Deutsche den Wanderschrift zum Rheinpfalz. Mancher, der in guten Tagen den italienischen Frühling aufsucht, wird durch die Notzeit zwangsläufig zu der Einsicht bekehrt, daß die Heimat Schönerheiten birgt, wie sie die Fremde in all ihrer Ueppigkeit nicht freilassen. Und wenn auch die Ufer des Rheines besonders zu preisen sind, auch anderswo im deutschen Vaterland, vom Gestade des Bodensees bis hinauf zur Wäldchen der Elbe, wo die Wälder sich breiten, im bekannten Weidener Spreetäler und droben im Gebiet der Weidenerfische gibt es Stätten genug, an denen das schimmernde Brautgewand der Hüftblüten alljährlich in verschwenderischer Pracht glänzt.

Abend in Stadtnähe

Nacht um mich her! Kennst Du die lose Weite, Wenn über Föhren hin der keusche Lenzwind bläst? Nacht um mich her! Die Birken flüstern leise, Wildgänse schnattern dann und wann vom Glid der Reife, Traumtrunken schweben Sterne Lichter in den Wald.

Der Mond entzündet zaghaft die Laterne. Auf Silberföhnen braut ein Frühlingszug durchs Nid. Ein Klang von Liebesgeigen zittert in der Ferne. — Der müde Koller vor der Infanteriealarme Schlägt sich den Kragen höher, geht und summt ein Nid Hellmut v. Schweinik.

Baumhochzeit

Von Dr. R. S. Francé.

Unerschöpflich ist die Freude der Menschen über die Blüthenzeit des Lenzes, nur über eines schweigen alle Dichter und Säger: über die hohe Zeit der Waldbäume. Des Waldes eigene Blüthezeit geht von der Öffentlichkeit völlig unbemerkt vorüber, als ob sie gar nicht stattfände. Kaum, daß einer sich daran erinnert, wie hochzeitig die Blütenkerzen der Kiefern im Mai ausgeföhrt waren und wie festlich das wirkte.

Diese Undankbarkeit der Menschen hat aber ihre Ursache in der allzu großen Bescheidenheit der Bäume selbst. Sie feiern stille Hochzeiten, brauchen und wollen niemand dabei; haben sie meist schon vollzogen, bevor noch die Menschen an Frühling denken. Sie haben überhaupt ein stiller, zurückgezogenes Wesen. Ihr ganzes Verhältnis zum Menschen beschränkt sich darauf, ihm Schatten zu spenden und ihm zuzulüften: Geh vorüber! Sie brauchen uns nicht, unsere Liebe ist sehr einseitig.

Einige Ausländer, die Koffstanie, die Kaffie (die aber nur eine fälschlich so genannte Kaffie ist), der Tulpenbaum, durchbrechen zwar diese Stille der „stillen Hochzeiten“ und stellen eine erdrückende und verwirrende Blütenpracht auf. Unsere Wälder, wie sie sind, wissen von alledem nichts und werden dennoch fruchtbar, allerdings auf eine sonderbare Art. Die große Mehrzahl unserer Waldbäume sind nämlich Windblütler. Und das bedeutet, daß sie alles unterlassen, was ihre Blüthezeit nach außen hin irgendwie auffällig gestalten würde. Sie beschränken sich bei der Blüthenstellung nur auf das Allernotwendigste, und das ist wenig genug. Ein paar Schuppchen um das winzige Pflanzchen herum zu Schutz und Hülle, ein paar Griffel und Staubfäden, und das alles recht hoch und luftig hinausgehängt in den Wind, denn der soll ja den leichten Blütenstaub hinübertragen zu den weiblichen Blüten, womit das Hochzeitsfest begonnen und zugleich beendet ist.

Weil die Baumblüte des Waldes, dem Boden abgekehrt, so hoch droben ist, nimmt der Wanderer denken so wenig von ihr wahr. Erst wenn sie vorbei ist, fallen ihm die schlaffen, welken, abgefallenen Kätzchen von Eiche und Buche auf den Kopf, und erst wenn sie reich sind, wehen silbrig in ihrem Federkleid die Kätzchen durch den Anwalt in den ersten windigen Tagen des Frühkommers.

Dieser Blütenmensch der Natur nennt man die wichtigste Gruppe unserer Waldbäume Kätzchenträger: Buche, Eiche, Kiefer, Fichte, Tanne, Kiefer und Eiche gehören zu ihnen.

Sie alle blühen schon ganz früh, viele bereits in der ersten Zeit des Lenzes, da sie nämlich die Gewohnheit haben, ihre Blüten schon in den letzten Sommermonaten des voraufgehenden Jahres fast fertigzustellen. In den hohen, im Zusammenhang stehenden Waldbäumen ist das weiter nicht auffällig, aber an der mehr einzeln stehenden Fichte, dem Kieferbaum am Bachstand oder an den Hängen am Wald, die auch in Kätzchen blühen, da kann man schon im Sommer, wenn noch alles grün ist, als wolle der Sommer nicht mehr enden, versteht unter dem Laub, die dann fest und hellgelb erscheinenden Kätzchen des nächsten Lenzes erkennen. Eiche und Buche blühen zur Zeit der Laubentfaltung auf. Ganz merkwürdige kleine, langgestreckte herabhängende fadenförmige Blütenbüschel bringt die Buche hervor, die in gar nichts an die allbekannten Kätzchen erinnern. Die weiblichen Blüten dagegen haben schon in allem die Gestalt der späteren Bucheckern.

Das Unähnlichste, was man sich als Blüte eines so stattlichen Baumes, wie es die Eiche ist, denken kann, hat denn auch die Natur verwirklicht in den Eichenkätzchen. Ein paar dünne, herabwallende Stengel an den Zweigen, an der Außenseite der Krone, völlig den Blüten der Menschen entrückt. Und an ihnen, ziemlich zerstreut, winzige farblose, grüngelbe Staubfäden mit einigen Hüllblättern. Die weiblichen Blüten verraten noch gar nicht, daß eine Eiche aus ihnen werden soll. Einzeln oder zu einigen am Ende langer Stiele wiegt sich ein Köpfchen, aufgebaut aus sehr vielen kleinen Blüten, in denen der Fruchtknoten verborgen ist. Aus ihnen wird sich das Köpfchen der Eiche entwickeln, aus dem Fruchtknoten dagegen die Eichel selbst. Vorläufig aber staubt die Eiche erst im Maienwind, der um die Krone spielt, und niemand denkt daran, daß in der balsamischen Luft eines solchen Waldfrühlings junge Eichen als Staubhügel umherwirbeln und oft genug vom Spaziergänger verschluckt werden — als Blütenstaub.

Manchmal freilich macht es die Natur sehr sichtbar, mit welcher ungeheuren Kräfte sie auch in der Liebe der Bäume spielt. So, wenn es im Kieferwald Schmelz regnet.

Ein prachtvolles Frühlingsgewitter ist gestern vorbeigegangen und heute stehen die Kiefer des Kieferwaldes, der durch den märchenhaften Fortschritt, voller Blüten. Aber diese Wasserläden sind schwefelgelb. Mit einem gelblichen Pulver bestreut, in den Furchen so dicht zusammengewirrt, daß man leicht eine Handvoll davon aufgreifen kann. Solcher „Schwefelregen“ ist die Baumblüte der Kiefer.

Einen herrlichen Anblick bietet der blühende Kieferwald etwa in der Löss-Heide, wenn die frische Maienheide bestreut ist mit Tausenden und Aberausenden von Kieferkätzchen. An der Spitze der um diese Zeit saftgrünen jungen Kiefertriebe erheben sich die Samenblüten als aufrechtstehende rotliche Zapfen, schüßend umhüllt von hunderttausenden, silbrig braun glänzenden Schuppen. Die Samenblüten wieder sind in großer Zahl am Grunde dieser Kiefertriebe in eine Art fadenförmigen Staubfäden, die wie kleine Luftballons hoch steigen und hundlang wie ein goldener Schimmer über den Kieferwald hinziehen. Erst in der letzten Nacht haben sie moos und regnen auf die Samenblüten. Ganz verhängen, im Dunkel der Maienacht, werden die neuen Kiefern gesegnet.

Viel hat man schon von dem Wunderwerk des Blütenstaubtrags der Kiefer geschrieben, und es verdient auch, daß man es aufmerksam betrachte. Zwei kleine, luftgefüllte Ballons schleift jedes Körnchen mit, und ob es nun wahr ist, daß sich im Sonnenchein die Luft in diesen Montgolfieren der Natur erwärmt und ihnen so Auftrieb verleiht, oder ob bloß die Oberflächenvergrößerung schon jeden Luftballon zum Veranlasser eines Fluges werden läßt, sicher ist, daß die kleinen Ballons mehrere hundert Meter hoch steigen und viele Kilometer weit fliegen können.

Wieder anders blüht ein Waldbaum, der allerdings immer nur eingesprengt in den Wald, niemals Forst für

Das Bild. Sollte es das, dann wäre die Thonblüte — denn um den spitzblättrigen Thon und seine Verwandten handelt es sich — das gepriesenste und auffälligste Frühlingszeichen, so schön im einzelnen und im ganzen ist die Thonblüte gestaltet und gefärbt. Lange bevor die großen Blätter erscheinen, schmückt sich der Baum mit einer Unzahl leuchtend goldgelber Blüten, die, in Massen beisammensitzend, von Bienen und Fliegen umsummt, ein Prachtbild blühenden Frühlings gewähren. Gesehen hat jedermann schon die blühenden Thorne, aber ebenso regelmäßig hat auch jedermann diese Bäume schon für belaubt gehalten, so sehr täuscht diese Blütenmasse eine Laubkrone vor.

Goldgrün, aber schon vom schönsten Grün, das nur die Palette eines Malers zieren kann, sind die fünf Blumenblätter, und in einem dunkelgrünen Rahmen von ebenso vielen Kelchblättern, mit dem glühenden Sonnentropfen auf der Fruchtscheibe, sind sie das vollendete Bild einer vollkommenen und edel durchgebildeten Baumbüte, die den Wettbewerb mit keiner der schönsten Blumen zu scheuen hat.

Aber die Pracht währt nicht lange: Die ganzen leuchtend goldenen Dolden fallen ab, tödlich braun triecht das Thonblatt aus seinen Knospenhüllen, und gerade dieser hellstrahlende Baum verwandelt sich in einen dunklen; denn das Thonblatt färbt sich bis zum Spätsommer fast grünschwarz. Ende Mai, wenn alles belaubt ist, sind auch die Hochzeitsfeier der Bäume vorbei. Myriaden von Früchten reifen nun in der Stille, so wie Myriaden von jungen, hochzeitsfreudigen Leben da oben undemerklich ihre Hoffnung, ihren Höhepunkt des Seins und ihr Mutterglück hatten. Es knospt, blüht, reift, vergeht in ewigem Rhythmus fern vom Menschen da droben in den Kronen mit ergreifender Gelassenheit und Selbstsicherheit. Wenn man sich fragte, welche Art vom Leben ist für das vollendetste und vornehmste halte, würde ich antworten: Das Leben des Menschen ist das künstlichste und unnatürlichste, unruhigste und unausgeglichenste, das Leben der Bäume aber ist die Bornehmheit, die Ruhe, das Glück, die Dauer, die Harmonie selbst. . .

Der auch für alle anderen gelten. Ist diese Ansicht richtig, dann leben wir Menschen von heute am Ausgang einer Epoche, mit deren Ende auch das der Menschheit gekommene ist. Es bereitet sich ein neues Zeitalter vor, wie deren schon mehrere über die Erde gegangen sind. Welcher Art es sein wird, welche Lebensform nach uns als vorherrschende Rasse unserer Planeten beschreiben werden, ist eine Frage, auf die wir schwerlich so bald die Antwort finden.

Im Hochjell

Von W. v. Bojenstein.

Brausend und heulend fährt der Nordsturm durch die Krüppelbirken und Fichten der Tundra. Er führt nadelspitze Eiskristalle mit sich, und die Luft von lautem Jammern und Pfeifen erfüllt, als tobte ein wütender Streit unter den Geiern der Finsternis. In Wogen weht und wirbelt der Schnee. Die Eiskristalle haben sich in ihre Löcher verkrüppelt oder sich wie die Wölfe einschneien lassen, denn solch ein Wetter ist selbst für die harten Bewohner dieser Breiten ein bißchen viel verlangt.

Gespensstisch fast taucht in dem wilden Chaos das mächtige, weit verästelte Gerüst eines ungewöhnlich starken Rennhirsches auf. Lang und eisgrau hängt sein Bart, fast den Boden berührend.

In schnellem Lauf kommt er näher, Sturbock, der alte Eingänger.

Freiwillig hatte er sich vom Rudel getrennt, ein grämlicher Bursch, mit dem nicht auf Kirchen essen ist. Noch befindet er sich im vollen Besitz seiner Kräfte. Er hat nicht erst abgewartet, daß jüngere Hirsche ihn abschlugen.

Alle Lappen im Umkreis von tausend Kilometern kennen den Alten — ihn zu überlisten ist keinem unter ihnen geblüht.

Vängt schon haben sie ihre Herden zu Tal getrieben, dorthin, wo die Baumgrenze beginnt und noch genug Flechten und Moose vorhanden sind, die Schußbesessenen durch den Winter zu bringen. Auch die wilden Renner haben sich von den höchsten Graten des Gebirgsstockes in tiefere Lagen gezogen. Nur Sturbock und einige wenige Artgenossen harren, den grimmen Nordstürmen trotzend, in jenen einsamen Höhen aus.

Vorüber ist die Brunnzeit, und der alte Lappe Karstenson grinst von einem Ohr zum andern. Hel, wie flogen doch die schwachen Hirsche zu Seite, wie rief selbst der Haupthirsch, der schwere Mäkel, aus, als er heransteuerte, der fast Geheimnisvolle.

Raum hatte er selbst noch Zeit gehabt, die Hunde zusammen zu rufen und sich unterm Winde zu verbergen, um den Starke nicht zu vergrämen. Ach, was für schöne Räuber werden diese Tiere nun im April sehen!

Wer weiß übrigens, woher Einsame jetzt steht! Hundert Kronen bot vor mehreren Wochen schon der spleenige Engländer dem Lappen, wenn der ihn auf die Jagd des Sturbocks bringe. Doch er hatte nur vor sich hingelächelt, und sich abgewandt.

Der Lord aber war erpicht auf die seltene Beute. Eine förmliche Expedition hatte er ausgerüstet und hauste nun trotz Nordsturm und grimmer Kälte in seinem kleinen Zelt in der schauerlichen Einsamkeit. Mit einem norwegischen Jäger und zwei lappischen Führern war er seit bald sechs Wochen unentwegt hinter dem Geisterhirsch her.

Wiederholt schon hatte er, wie Karstensohn berichtet worden war, ihn zu Gesicht bekommen. Einmal, als er todmüde von erfolglosem Streifen eine Pfeife rauchend vor seinem Zelt saß, stand plötzlich wie aus dem Boden gewachsen eine riesige Gänge entfernt der Gesuchte vor ihm. Die Pfeife entfiel dem offenen Munde, der Jäger starrte und starre, und auch Sturbock war wie versteinert.

Dann aber löste sich der Mann. Der Dritte griff hinter sich nach dem schweren Dölling. Dieser Bruchteil von Sekunden aber hatte genügt, den Hirsch spurlos verschwinden zu lassen.

Ein anderes Mal war es den geschickten Jagdgenossen gelungen, den Hirschen an eine Gletscherwand zu drücken. Ein Entkommen schien unmöglich. Schon hatte der Lord die Büchse gehoben. Der Hirsch stand verhoffend, scheinbar das Gelände messend vor dem tiefen Abgrund. Und just in dem Augenblick, als Kinn und Korb das Blatt gefunden hatten, erfolgte eine unerwartete Flucht. Ueber abstrühendes Geröll, halb rutschend, halb

Der Frühling naht

Ein König kommt gegangen.
Gebetend in seiner Nacht
Erst er, was gefangen,
Aus dunkler Winternacht.

Er spendet Licht und Wärme,
Es heimt verborg'ne Saat,
Zu neuem Leben mendet
Sich die Natur, der Frühling naht.

Hans Roslowsky.

Das erste Originalbild von der Vulkan-Katastrophe in Südamerika



Nicht Schnee sondern Asche. Der Bahnhof von Curico (Chile), der nach dem furchtbaren Ausbruch der Vulkane der Cordillera-Kette von einer zentimeterhohen weißen Aschenschicht, wie von tiefem Schnee bedeckt war.

Tiere im Spiel

Von Professor Dr. Bastian Schmid, München.

Nicht selten treten bei Jungtieren allerlei Redereien auf. Diese sind gewöhnlich als Ausfluß eines spielerischen Uebermutes oder auch als eine verdeckte Kampflust, wenn nicht gar als Aufforderung zum Kampfe zu betrachten und in der Welt der Säuger und Vögel weit verbreitet. Vor allem sind sie bei unseren jungen Hunden und Katzen keine Seltenheit, sie finden sich unter sich — Hunde und Hunde, Katzen und Katzen —, sie finden auch uns. Doch sodann finden sie sich in allerlei Redereien gefallen, weiß jeder, der einen zoologischen Garten besucht hat.

Hier möchte ich wohl noch kaum bekannte Beispiele von dieser Art des Spieltriebes anführen wie ich solche bei meinen verschiedenen Tieren beobachtet habe. Ist irgendeine der Elstern mit einem Spielzeug künstlich beschäftigt, so trippelt nicht selten von hintenher eine andere heran und zieht ihre Gefährtin an den Schwanzfedern, um sich dann schleunigst umzuwenden und zu verschwinden. Die so genannte gaudi sich schmeißend, um dementsprechend Absonderliches und betrieblig sich weiter. Schon kommt die andere wieder und wiederholt ihre Rederei, und so geht das Spiel beliebig lange fort.

Als ich einmal die Elstern in den Reiterpavillon brachte, wo gerade der Vögel anwesend war, näherten sie sich ihm mit Vorwitz, gingen aber sofort zurück, nachdem dieser seinen mächtigen Schnabel aufgeschlagen hatte. Es dauerte nicht lange, und die Elstern wurden aufdringlich, ließen ihn durch die Beine und pickten nach seinen Beinen. Das ließ sich der Vögel nicht so ohne weiteres gefallen, vielmehr packte er diese und jene am Krallen und stemmte so einen zappelnden Schrei aus. Einige Sekunden wogerte er in die Luft. Allerdings hielt sie das nicht ab, später ihre Redereien zu wiederholen. — Den im Garten herumlaufenden Hühnern trippeln die Elstern nach und stoßen ihnen, von hinten herankommend, ihren Schnabel unter die Schwanzfedern, woraufhin dann schleunigst die Flucht ergreifen wird.

Mein Buntstorch, damals einige Wochen alt, setzte sich gern mal auf meine Schulter und pickte mich ins Ohr oder auf den Kopf. Wenn ich ihn aber ergreifen wollte, dann hüpfte er rasch zurück bis zum Genick, kam unter der Schulter durch die Achsel hervor und hüpfte, mich neidend, vor meiner Hand her. Sag ich bei Tisch, dann setzte er sich in einer Entfernung von einem halben Meter ebenfalls hin, kam plötzlich auf mich zu, pickte nach meiner Hand und bewegte sich in einer Art von Ganteln an der Tischkante entlang, kam wieder zurück und wiederholte dasselbe Spiel.

Laßte ich meinen Dachs aus dem Zwinger, dann begannen sofort die Redereien. Er rennt mehrfach eiligt an mir vorüber, wobei er meine Beine wiederholt streift. Reagiere ich darauf nicht, dann zerrt er mich so lange an den Hosen, bis ich mit ihm spiele.

Von meinen Jungfischen verhält sich der eine oder andere in eine Weise und verhält dem abnungslos vorübergehenden Genossen einen Klaps, um dann sofort zu verschwinden.

Es ist eine altbekannte Tatsache, daß unsere verschiedenen Rabenvögel eine Vorliebe für glühende Gegenstände haben und sie, falls sie ihrer habhaft werden können, in irgendein Versteck oder auch in ihr Nest tragen.

An sich erwacht diese ihnen angeborene, also instinktive Neigung zu glänzenden und auffallenden Dingen schon sehr frühzeitig. Schon damals, als meine Jungelstern noch gar nicht selbständig zu fressen vermochten, betrachteten sie mit Vorliebe Perlmutterscheiben, Spielmünzen und ähnliches. pickten danach und lachten das eine oder andere zu ergreifen. Legte ich ihnen Spielmünzen von verschiedener Farbe, vor allem goldgelbe und silberfarbene vor, dann wurden erstere bevorzugt. Sie wurden erfasst, im Flügel davongetragen und in irgendeiner Baumrinne und Astgabel versteckt oder auch mit dem Schnabel in die Erde gehohlet. Gab ich ihnen Bänder von möglichst gleicher Stoffbeschaffenheit, gold-, silberfarbene, rote, blaue, grüne, gelbe, weiße und schwarze, dann wurde an erster Stelle das gold-, an zweiter das silberfarbene gewählt, leuchtendes Rot wurde vor den übrigen Farben bevorzugt, wenig Anhang fanden Grün und Schwarz.

Interessant ist das Verhalten dieser Vögel zu den Ringen. Beist man ihnen gleichzeitig zwei Ringe,

einen runden Goldring (Gering) an dem Finger und einen mit glühenden Steinen am Nachbarfinger, so picken sie nur auf den Stein und kümmern sich nicht um den anderen Ring. Wohl haben sie Interesse, wenn ersterer allein gezeigt wird, sie sind bereit, ihn zu ergreifen und zu verstecken, wie ich an Imitationen von Eberingen erprobt.

In ihrem Spieltrieb nehmen sie auch andere Gegenstände, wie Zweige mit unreifen Früchten, die sie sich im Garten holen, um damit zu spielen und sie zu verstecken. Von Küchenfenster nahm die eine den Metalltopfreimer, einen der Farbe nach unauffälligen Gegenstand von der Größe eines Elsternrumpfes, und schleppte diesen auf das Dach des Zwingers, wo sie sich einige Zeit durch Heben und Fallenlassen desselben vergnügte. Im Wohnzimmer wurden der Schneidein die Stednadeln dudenweise genommen, indem die Tiere mit dem Schnabel in die betreffende Vorratschale kletterten und nahmen, was nur mitgehen konnte.

Neben dem Reimen steht das Geben. Einst nahmen sie in einem fremden Hause eine Streichholzschachtel und brachten sie dem Nachbarn nebenan. Ich bekomme die verschiedensten Gegenstände, die sie mir irgendeinmal fortnehmen, nach und nach wieder, d. h. die Elstern kommen zum Fenster herein und legen mir irgend etwas zu Füßen. Eine meiner Raben träben vergnügte sich mit allerlei Kleinverpielzeug aus Zelluloid, bot mir dieses und jenes an, und wenn ich nicht gleich zugriff, dann legte sie den Gegenstand vor mich hin.

Das Ende der Säugetiere?

Interessante Feststellungen über das Aussterben verschiedener Tierarten. — Auch Reissen enden durch Altersschwäche. Von Theodor Lindstädt.

Das Ende der Säugetiere? Das klingt einigermaßen bedenklich, zumal ja im biologischen Sinne auch der Mensch zu dieser Art von Geschöpfen gehört. Ein Trost nur, daß dieses Ende nicht heute oder morgen eintritt, sondern sich erst ganz allmählich, im Laufe vieler Jahrtausende, vollziehen und damit die gegenwärtige Epoche zum Abschluß bringen wird. Diese etwas düstere Ansicht vertritt der Direktor des Schönbrunner Zoologischen Gartens, Dr. Antonius, der zu ihr auf Grund eingehender Beobachtungen auf seinem Forschungsgebiet, der Pferdekunde, gekommen ist.

Dr. Antonius weist vor allem darauf hin, daß die verschiedenen Pferderassen dem unvermeidlichen Untergang geweiht seien. Nicht infolge der Einflüsse der Kultur und Züchtung, die bei uns den edlen Einfluß immer mehr verdrängen, auch die verschiedenen Wildpferderassen sterben zu jenseits aus. So ist beispielsweise das einzige echte europäische Wildpferd, der mausgraue Tarpan, das noch in der Kuznetz lebte, heute vollkommen verschwunden. Das letzte Tier dieser Art ging 1876 ein. In geschichtlicher Zeit finden sich von den 19 Arten neuerlicher Einfluß heute fünf nicht mehr; außer dem schon erwähnten Tarpan sind es das westsibirische Kulan, der maroffantische Wildesel, das Niassa und das Durchschlepp.

Worauf ist diese eigenartige Erscheinung zurückzuführen? Wenn auch der Mensch durch sein Vordringen in einst den Wildtieren allein vorbehalten Gebiete ihr Dasein wesentlich erschwert, so würde dies doch noch nicht genügen, ganze Arten einfach zu vernichten. Die Ursache dürfte vielmehr darin zu suchen sein, daß gleich dem Eingewesen die Rasse verschiedene Daseinsperioden durchmacht, eine Jugend und ein Alter kennt und schließlich, wie der Wiener Biologe Kammer behauptet, auch an Altersschwäche zugrunde geht. Eine ähnliche Auffassung vertritt ja Spengler in seinem „Untergang des Abendlandes“ hinsichtlich der großen Kulturperioden, bei denen er gleichfalls die aufsteigende Jugend, den Höhepunkt der Blütezeit und das absterbende Alter unterscheidet.

Was für die Pferde gilt, trifft auch für die anderen Großtiere zu. Sinnfällig tritt das absterbende Ende wohl nur bei einzelnen Arten an. So, nach Dr. Antonius, Antilope und

Der Obstein-Ausschank „Frisch vom Faß“ wartet schon

auf durstige Reihlen.

In Werder bei Potsdam, dem Obstgarten Berlins, beginnt jetzt die Baumbüte. Wie alljährlich werden

wieder Tausende täglich hinauspilgern, um sich an dem

zarten Bild der Blüten zu erfreuen und um gleichzeitig

den Obstwein der letzten Ernte — vielleicht auch manch-

mal ein wenig über den Dack — zu erproben.

Die Baumbüte in Werder beginnt



Der Obstein-Ausschank „Frisch vom Faß“ wartet schon auf durstige Reihlen. In Werder bei Potsdam, dem Obstgarten Berlins, beginnt jetzt die Baumbüte. Wie alljährlich werden wieder Tausende täglich hinauspilgern, um sich an dem zarten Bild der Blüten zu erfreuen und um gleichzeitig den Obstwein der letzten Ernte — vielleicht auch manchmal ein wenig über den Dack — zu erproben.